

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

126 (3.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 41

mit je 11 000 Bichern. Neberrraschenderweise kommt ihnen die kleine Schweiz in dem Eifer der Literaturerzeugung fast gleich. Dort sind namlch gegen 10 000 Bicher gedruckt worden.

Eingegangene Bicher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bicher und Zeitschriften kommen von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Eine Einheits-Klassen-tabelle für Krankentassen in Deutschland. Von E. Kirchner, Beamter der Ostkranken-tasse Chemnitz herausgegebenes 36 Seiten starkes Schriftchen, das durch alle Buchhandlungen zum Preise von 1.50 M. bezogen werden kann.

Der Verfasser will die durch die Reichsversicherungsordnung notwendig gewordenen Aenderungen der Statuten der Krankentassen benutzen, um auf die Nachteile der Verschiedenartigkeit der für die Berechnung der Leistungen und der Beiträge zu den Krankentassen maßgebenden Unterlagen hinzuweisen und auf eine größere Einheitlichkeit hinzuwirken. Das Streben des Verfassers ist gewiß anzuerkennen, leider aber wird ohne Aenderung der Gesetzgebung ihm immer nur ein Teilerfolg beschieden sein. Der Verfasser will die Verschiedenartigkeit der Klassentabellen beseitigen und dafür eine für alle Orts-, Betriebs-, Innungs- und sonstigen Krankentassen giltige Einheits-Tabelle einführen. Die Einheits-Klassen-tabelle sieht neun Klassen vor mit einem wöchentlichen Krankengeld von 1.50, 3.—, 4.50, 6.—, 7.50, 9.—, 12.—, 15.— und 18 M. bei je einem wöchentlichen Verdienste von 4.— unter 4.—, dann von 4.—, 7.—, 10.—, 13.—, 16.—, 20.—, 26.— und 32.— M. an. Die Einheits-Klassen-tabelle soll den Beisatz von schon ca. 1200 Krankentassen und verschiedenen Versicherungsanstalten gefunden haben. Viele Krankentassen — und dazu gehören unseres Wissens auch die verschiedenen Karlsruher Krankentassen — scheinen von dem sehr anregenden Schriftchen noch keine Kenntnis genommen zu haben, daselbe dürfte auch zutreffen auf viele andere Krankentassen in unserem Verbreitungsgebiet. Vielleicht genügt dieser Hinweis, um die Reaktionen zu veranlassen. Der Herausgeber ist bereit, für die Leser des „Volksfreund“ den Preis der Schrift von 1.50 M. zu ermäßigen. Man wende sich an den Verlag E. Kirchner, Chemnitz, Jahnsstr. 53.

Für unsere Frauen.

Schule und Alkohol.

Darüber besteht nirgends ein Zweifel: für Kinder, für die Jugend bedeutet der Alkohol ein gefährliches Gift. Der jugendliche Organismus ist viel zu zart, um den zerstörenden Wirkungen des Alkohols zu widerstehen. Darüber können manche Lehrer berichten. Auch auf einem jüngst in Berlin abgehaltenen Kongress für alkoholfreie Jugendberziehung wurden die traurigen Folgen des Alkoholgenußes bei Kindern aufgedeckt. Von vielen Seiten hörte man da immer wieder, wie groß die durch Alkoholgenuß verursachten Schäden für die Gesundheit der Kinder sind. Leider ist die Verabreichung geistiger Getränke an Kinder in jedem Lebensalter auch heute noch allgemein verbreitet, mit mannigfachen Unterschieden, je nach Landes-sitte. Es wird schon vielfach den Säuglingen, um sie zu beruhigen, Schnaps gegeben. Auch herrscht der Aberglaube, daß Wein beim Zahnen der Kinder wirksam sei. Kinder vor und in den ersten Schuljahren bekommen oft gewohnheitsgemäß geistige Getränke. Eingehende Erhebungen bei Schülern ergaben, daß vielfach eine überwiegende Mehrheit der Schulkinder alkoholfreie Getränke erhalte. In den oberen Klassen der höheren Schulen und in den Fortbildungsschulen nimmt diese Erscheinung noch zu. Wie verbreitet der Alkoholgenuß unter den Schülern in vielen Gegenden ist, zeigt auch aufs neue die in der Medizinalabteilung des preussischen Ministeriums des Innern bearbeitete Heberichts über die Gesundheitsverhältnisse der preussischen Monarchie im Jahre 1911. „Jahresreich — heißt es da — sind die Mittelklassen der Provinzen, Ostpreußen und Ostpommern. In einer Schule des Kreises Sensberg führte der Lehrer den Schwachsinn eines Knaben auf Schnaps-genuß zurück. Der Kreisarzt von Ost-Sternberg (Frankfurt) fand bei einem zwölfjährigen Mädchen, das einer Trinkerfamilie entstammte, bereits Zeichen des Alkoholismus, es wurde das Füll-sorgeverfahren eingeleitet. In einem Dorfe des Kreises Groß-Wartenberg (Breslau) wurde regelmäßiger Alkoholgenuß einiger Kinder festgestellt. Nach Aussage des Lehrers fielen diese Kinder durch geistige Schwermütigkeit auf. Im Regierungsbezirk Trier bekommen die Kinder überall, wenn auch nur in beschränktem Maße, Alkohol zu trinken, und zwar Wohl, bei besonderen

Anlässen auch Bier und Wein. Im Kreis Neuenwalde wurde bei den Schulbesichtigungen festgestellt, daß in zwei Orten mit Brennereien einzelne Schulkinder gewohnheitsgemäß Schnaps erhalten. Der Kreisarzt in Hofgeismar stellte bei einer Schulbesichtigung fest, daß der größte Teil der Schulkinder, selbst der jüngste Jahrgang, sich bei häuslichen Festen und sonstigen Gelegenheiten am Schnaps-trinken der Eltern zu beteiligen pflegt.

Die Folgen des Alkoholgenußes bei Kindern sind Verdauungsstörungen und Gewichtsverlust, Leber- und Nieren-erkrankungen, Blutbrechen und Blutarmut. Auch das Wachstum der Kinder wird dadurch beeinträchtigt. Besonders schwer wird das Zentralnervensystem und damit die geistige Leistungsfähigkeit betroffen. Ganz offensichtlich ist die Herabsetzung der Intelligenz durch den Alkohol im Jugendalter. Darüber klagen viele Lehrer. Umfragen in Schulen Berlins, Münchens und Hollands und die Versuche des Professors Krügelin-München haben festgestellt, daß die Schulleistungen der alkoholfreien Kinder doppelt und dreifach so gut wie die der regelmäßig Alkohol trinkenden waren. Der Alkohol erzeugt einen künstlich hervorgerufenen Zustand der Leberreizung. Bei einmaliger Alkoholisierung erscheint das Kind manchmal gewekter und vorgeschrittener als dem Alter entsprechend, doch zweifellos auch unbesonnener und minder gedächtnisfest. Bei häufigerem Genuß werden die geistigen Fähigkeiten immer mehr abgekümpft. Zerkümpft, Anlust, Schläfrigkeit, Reizbarkeit, Nechtheit und Egoismus treten hervor. Die Schulfortschritte sind bei den trinkenden Kindern beträchtlich geringer als bei den Enthaltamen.

Die Schule kann im Unterricht den Alkoholgenuß der Kinder bekämpfen. Der Gedanke liegt nahe, daß ein gründlicher obligatorischer Unterricht über die Schäden des Alkoholismus so wie über die Alkoholfrage überhaupt in den Schulen eingeführt worden sei. Dem ist aber nicht so. Der alkoholgegnerische Unterricht findet noch überall in den Kinderschulen. Das ist erklärlich; die Lehrer fröhnen vielfach selbst dem Alkoholgenuß, und es fehlt ihnen die nötige Vorbildung für einen solchen Unterricht. Die Erfolge des alkoholgegnerischen Unterrichts hängen in der Hauptsache von der Art der Persönlichkeit ab, die ihn erteilt, auch von dem Standpunkt, den die deutsche Lehrerschaft gegenüber dem Alkoholismus einnimmt. Nur in ganz vereinzelten Fällen fand ein einmaliger alkoholgegnerischer Unterricht statt. So berichtet die Volksschullehrerin Wilhelmine Lohmann-Bielefeld:

„Ich habe in den letzten drei Jahren 214 Doppelstunden in den verschiedensten Teilen Deutschlands über die Schädigungen des Alkohols gehalten. Die Kreis-schulinspektoren erließen mir auf meine Anfrage hin bereitwillig die Erlaubnis dazu und sandten mir in der Regel einen Stundenplan für 1—2 Tage, länger konnte ich nicht abkommen. Der Unterricht geschah stets in der Oberklasse bei Mädchen und Knaben; in Bielefeld auch in der Fortbildungsschule in 33 Lektionen. Oft wohnten Vertreter der Schulbehörden, fast überall die Lehrerkollegen dem Unterricht bei. Ich habe mich bemüht, stets den wichtigsten, anschaulichsten und padendsten der Alkoholfrage in diesen Lehrproben zu behandeln. Der Zweck dieses Wanderverrichts ist aber nicht, den Lehrern etwa für die Schule dauernd einzurichten, sondern vielmehr der Einführung des Nüchternheitsunterrichts in die Schule, und zwar in selbständigen Lektionen innerhalb der anderen Unterrichtsfächer, besonders des Hygiene-Unterrichts, der uns ja leider in Deutschland noch fehlt, vorzubereiten.

Zweifellos ist auf diesem Gebiete bisher viel, sehr viel verabsäumt worden. Erfreulicherweise macht sich in der proletarischen Jugendbewegung ein alkoholgegnerischer Zug bemerkbar. Das ist zu begrüßen, denn eine alkoholfreie Jugend ist sicher für hohe ideale Bestrebungen leichter zu gewinnen, als eine durch Alkohol verfeuerte.

Siebzigster Geburtstag Bertha v. Suttner. Am 29. Juni feiert die Nestorin der österreichischen Friedensbewegung, Bertha v. Suttner, ihren 70. Geburtstag. Ihr im Jahre 1890 erschienener Roman „Die Waffen nieder“ wurde der Anstoß und das Programm für die Entstehung einer Friedensbewegung in Oesterreich und Deutschland, wie seinerzeit die Beecher-Stowe mit „Onkel Toms Hütte“ die amerikanische Sklavenbefreiungsfrage ins Rollen gebracht hatte. „Die Waffen nieder“ ist heute in vierzehn Sprachen übersetzt und in deutscher Sprache in mehr als 300 000 Exemplaren verbreitet. Bertha v. Suttner ist unermüdetlich in ihrer Agitations-tätigkeit, erst im letzten Herbst bereiste sie Amerika im Dienste der Friedensbewegung. Sie war es auch, die seinerzeit Nobel für ihre Ideen gewann, der dann in seinem Testament den Friedenspreis stiftete.

Bertha v. Suttner ist ein glänzender Gegenbeweis gegen das Schlagwort von der Unselbständigkeit des weiblichen Denkens. Daß sie, eine geborene Gräfin Rinzsch und Tochter eines Feld-marschalls, aufgewachsen in einer feudalaristokratischen und militärischen Umgebung, zur Trägerin des Friedensgedankens wurde, zeugt von seltener Kraft und Eigenart des Denkens.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 41.

Karlsruhe, Dienstag den 3. Juni 1913.

33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 41:

Der schwarze Walfisch zu Askalon. — Waren unsere großen Dichter auch Naturfreunde? — Allerlei. — Eingegangene Bücher. — Für unsere Frauen.

Der schwarze Walfisch zu Askalon.

Humoreske aus dem Schulleben von Ferdinand Madlinger.

Der Kreis-schulrat Leberecht Debacher war der Sohn eines protestantischen Geistlichen und lebte in der Furcht des Herrn. Als ihm die Oberschulbehörde sein Amt verlieh, geschah dies wohl in der stillen Voraussetzung, der liebe Gott werde in seiner unerhöchlichen Barmherzigkeit ihm auch das hierzu erforderliche Mindestmaß von Verstand schenken.

Je mehr sich aber Debacher selbst von der Sinnlosigkeit dieser schmeichelhaften Annahme überzeugte, desto mehr strebte er, den Mangel durch die erhöhte Betätigung eines christlichen Lebenswandels auszugleichen.

Trotzdem entging er nicht dem Los aller Geredeten auf Erden. Seine untergebenen Lehrer liebten ihn nicht. Sie schimpften ihn einen heuchlerischen Betrüder, nannten ihn einen „elenden Diätenmelker“, der durch allzu häufige Visitationen jodelnd nebenbei zusammenscharen, daß er der Gehalt ganz frei habe.

Solch achtungswidrige Reden erlaubten sie sich natürlich nur insgeheim; in Gegenwart des Furchtbaren selbst vertauschten sie diese mit den gewächstesten Ausdrücken ehrfurchtigher Untertänigkeit. Deshalb war es dem Mann auch leicht, ein Pascharegiment aufzurichten, dessen Sagen vor den Lehrern als Ausdruck göttlicher Allweisheit verehrt wurden.

Als einmal der Neue besonders gut geraten war, hielt Leberecht Debacher in dem Amtsstädtchen Dedenhausen eine Konferenz ab. Im Tanzsaal der „Krone“ saß Kopf an Kopf die lautlose Schar der Lehrer und Lehrerinnen, die anständig zuhorchten und wie Fliegen begierig ihre Nasen in den Quark steckten, den der Kreis-schulrat auf dem Tisch breitstülte.

Am den amtlichen Teil der Konferenz schloß sich mit Erlaubnis des Gewaltigen ein gemütliches Beisammensein. Debacher suchte selbst eine weniger gezwungene Stimmung in seine Leute zu bringen, die sich von dem niederschmetternden Eindruck der soeben gehörten Weisheit kaum zu erholen wagten.

Mehrmals zeichnete er einige alte, dienstgraute Lehrer durch Zutrinken aus, und als Antwort tönte jeweils zurück: „Ihr werdet Wohl, Herr Kreis-schulrat.“

An der Versammlung nahm auch eine Herde von zwei Dutzend jungen Unterlehrern teil, die im Gegensatz zu den verheirateten Hauptlehrern merkwürdig lustige Gesichter machten. Vielleicht kam es von dem ungewohnten Weingenuß her, vielleicht auch von dem sprudelnden Gefühl ihrer Jugend.

Als nun den Jungen der Erbauungsfundenton der Fidelitas zu sad wurde, begeherten sie zu singen. Ihr Mädelsführer, der Unterlehrer Bollmer, setzte sich ans Klavier, schlug mit der rechten Hand einige Akkorde an, wühlte mit der linken dazu genialisch in den Wäffen und ging schließlich über in den „Schwarzen Walfisch zu Askalon“.

Der Kreis-schulinspektor wußte dem Gebaren der Unterlehrer wenig Geschmack abzugewinnen. Er zog die Stirn ernst zusammen und schaute mißbilligend durch seine scharfe Brille. Er fand überhaupt, daß diese jungen Herren nicht denjenigen sittlichen Ernst verrieten, der ihnen

mit Rücksicht auf ihren hohen Beruf und ihre elende Bezahlung von 55 Mark im Monat wohl anstand hätte.

Während des ganzen Liedes beobachtete er Stillschweigen; mehrmals suchte es wetterleuchtend über seine Brauen, doch zwang er seinen Unmut nieder, um die Konferenz nicht mit einem Miston ausklingen zu lassen.

Nach dem Gesang herrschte eifige Stille im Zimmer. Kein Lehrer wagte, da man das bedenkliche Gesicht des Inspektors sah, seinen Beifall zu äußern, und auf die Unterlehrer legte sich die drückende Empfindung von der Unsicherheit ihres Benehmens.

Der Unterlehrer Bollmer von Friedenweiler erschraf nicht wenig, als ihm drei Tage nach der Konferenz der Ortsbittel eine Ladung vor den Amtmann stellte, in Sachen einer gegen ihn eingeleiteten Disziplinaruntersuchung wegen „unziemlichen Verhaltens“.

Er war wie aus den Wolken gefallen. Unziemliches Verhalten? Wo und wann? Und inwiefern? Das waren die Fragen, die zu beantworten er sich vergebens mühte. Sein ganzes Leben ging er durch, sein Verhalten in der Schule, der Kirche, in Gesellschaft, mit den Mädels, mit Vorgesetzten. Wo mochte nur die Unziemlichkeit stecken?

Bollmer war nicht gerade ein Tugendspiegel; er befand sich in jenem glücklichen Alter, wo man immer ein paar Kleinigkeiten auf dem Gewissen hat. Die Angst ließ ihm manches als eine Unziemlichkeit erscheinen, woran er bisher kaum gedacht hatte. Diese bohrenden Gedanken, dieses Durchwühlen der innersten Falten seines Gewissens verkürzten ihm den zweifelhafte Marsch nach Dedenhausen.

Der Amtmann empfing ihn nicht gerade ungnädig. Er teilte dem ganz Verschüchtern mit, daß er die Disziplinaruntersuchung zu führen habe, die vom Herrn Kreis-schulrat selbst beantragt worden sei. Und er fragte ihn, ob er sich schuldig bekenne, auf der letzten amtlichen Lehrerkonferenz unpassende Lieder angestimmt und auf dem Klavier begleitet zu haben.

Da half kein Leugnen. Bollmer gestand reumütig, daß er den „Schwarzen Walfisch“ von Schöffel gesungen und gespielt habe. Seine Aussagen wurden zu Protokoll genommen. Dann ließ er die Sache sich entwickeln. Er hoffte im stillen, er werde ein Vierteljahr Ruhe haben, bis das weitere erfolge.

Aber bekanntlich arbeiten selbst die verbummeltesten Behörden in Disziplinarachen mit einer Eile, die besserer Dinge würdig wäre. Schon nach vierzehn Tagen ging Bollmer die Aufforderung zu, sich in der Kreisstadt beim Kreis-schulinspektor einzufinden.

Dieser milde, würdige Mann hielt dem zitternden Züngling in aller Güte und mit väterlicher Rücksicht das Unpassende seines Benehmens vor. Er sei ihm doch als guter Musiker bekannt, wie er denn auf solche Lieder verfallen könne, als Lehrer und Erzieher, und dazu in einer amtlichen Konferenz! Und auch noch in Gesellschaft von Damen! Das seien Lieder für Hausknechte und betrunnene Kutschler. Er hoffe, daß Bollmer sich das zu Herzen nehme und sich bemühe, etwas gelehrter und reifer zu werden. Diesmal wolle es ihm die Behörde noch mit einem Verweis hingehen lassen.

Bollmer wurde ganz weich über soviel Milde und verließ seinen Vorgesetzten mit Zerknirschung im Herzen und dem ersten Vorsatz, ein anderer Mensch zu werden.

Zwei Jahre gingen dahin. Bollmer hatte sich mit des Adlerswirts Amelie verlobt und sehnte sich darnach, endlich mit ihr in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Da wurde in der benachbarten Gemeinde Schmierbeim eine Hauptlehrerstelle frei. Bollmer bedurfte keiner Ermunterung, um sich sofort zu bewerben. Konnte er doch nun-

bet, sein und
p einerscham
tittig gar
n furdig
nachtrauf, us
infonanten u
n Drkan, be
f seiner Deber
um. Bännk
ben Verkht.
it mit Biquol
n den Wäffen
des Wäffens
urde stark be
l brüder auf des
e Gefährlicher
die Weidlich
tellen auf die
aphenhangen
speert mus
i gewiß Res
icgerch und
berdellie Be
nallliche Giffe
lenischenben
konfieren in
e in folger
f ind. Das
meit in den
gen wurden
ngen ange
ein und an
100 Wäffen
and umge
er Wäffens
er Wäffens
nd geschick
er Wäffens
zu hat bei
an Wäffers
fenne We
elegerpfein
egt heiten
ch, die die
ischen Wäff
de Wäffers
er Wäffers
getroffen.
ber, zwei
n, Gefähr
s auf die
reden ist
f worden
t die erst
mit durch
an eine
ebeneris
st geftern
Wäffens
ier S a i
ermordet
und über
e Nr. 23
r Wäffers
ben letz
t melde
Schmunge
ne, ihr
c Durch
kennende
auf der
rau hat
th.
) Wäffers
nd und
Wäffers
n Wall
lag bei
Lärm.
n ents
te fisch
einen
Wäffers
Wäffers
als in
über
Der
f von
Artes
höge
Bett
fieren
t be
Wäffers
er
Wäffers
nach
Erst
Wäffers
hat
aber

mehr an die Gründung seines eigenen Heims denken. Tatsächlich kam er auch in die engere Auswahl, da er in der Gegend bekannt war und manchen Gönner hatte. Aber er fiel durch. Der Gemeinderat von Schmirheim „bedauerte aufrichtig“ und vergab die Stelle anderweitig. Vollmer geriet außer sich und wußte sich sein Mißgeschick nicht zu erklären, bis ihn der Amtmann bei einer Gelegenheit daran erinnerte, daß er doch „verfleckte Papiere“ habe. — Wieso? Es stehe ein Eintrag in seinen Dienstakten, daß er einmal wegen Absingens unpassender Lieder mit einem Verweis belegt werden mußten. Daran habe die sehr fromme Gemeinde Anstoß genommen.

Vollmer meldete sich in der Folge noch mehrmals an andere Plätze. Ueberall wurden ihm jedoch Bewerber mit einem reinen Vorleben vorgezogen. Es dauerte vier volle Jahre, bis er in der „Wüste“ des Hinterlandes, in einer ganz erbärmlichen Ortschaft, Anstellung fand. Und das auch nur deswegen, weil sich dorthin nur solche Lehrer meldeten, die noch mehr auf dem Korbholz standen, als Vollmer. Dort hat er dann seine Amelie endlich heimgeführt.

Unter den Hochzeitsgeschenken befand sich auch ein schönes Buch von der Nachfolge Christi, gestiftet vom Kreisschulrat Leberecht Debacher.

Waren unsere großen Dichter auch Naturfreunde?*)

Von Sebastian Gila, Karlsruhe.

I.

Die Frage, ob unsere großen Dichter auch Naturfreunde waren, eingehend zu behandeln, kann nicht meine Aufgabe sein und wird ein Laie auch eine erschöpfende Darstellung darüber nicht geben können. Wenn es mir jedoch die Zeit erlaubt, greife ich nach einem Band unserer Klassiker und forsche darin, welche Wirkung die Natur auf die Poesie unserer Dichter ausgeübt hat. Welch unerhöflicher Born tut sich da für die Naturfreunde auf.

Seinrich Heine war von seinen Eltern auserzogen, Kaufmann, Bankier und Millionär zu werden wie sein Onkel Salomon. Seine hatte aber absolut kein Talent zu einem Notar. Der dumme Junge sollte daher studieren, um Rechtsanwalt zu werden. Seine gewaltigen poetischen Neigungen fügten sich nicht in einen abgeschlossenen Berufszielen ein, wiewohl er später gehofft hatte, daß der kunstsinnige König Ludwig I. von Bayern ihm ein Amt übertragen werde. In seinen Dichtungen kommt statt des verschollenen Mittelalters die mittelbare Wirklichkeit der Zeit in engem Zusammenhang mit der Natur zum Ausdruck. Das Gefühl des Dichters scheint ganz und gar durchdrungen von der Natur, wenn er sagt: „Die Blumen sehen sich bräutlich an, die Weiden klammern und kosen, die Rosen erzählen sich duftende Märchen, die Bäume singen, die Lüfte klingen und wunderliche Nebelbilder gaukeln im Mondenschein. Als die Liebe erblüht, prangt draußen der Mai, als sie absterbt, fallen die welken Blätter vom Baume.“ In dem Gleichnis vom Fichtenbaum und der Palme kommt eine vollendete Naturbeseelung zum Ausdruck. Auch die Lieder der Harzreise atmen Lieblichkeit, Zartheit und duftende Frische, worin die Stimmung der Natur und die Freude des waldfrohen Wanderers herzerfreuend wirken. Die Kraft des Dichters steigert sich aber noch in seinen Nordseebildern. Das ergreifende Naturschauspiel einer Wasserhose, die schwankenden Schiffe auf stürmischer See mit den ängstlichen Anfassern, das Schauspiel des Sonnenuntergangs, die Nacht am Strande, wenn das Meer gärt und jagende Wolkenmassen vom Mond beleuchtet werden, stehen vor uns. Wir sehen den Dichter, in philosophische Gedanken versunken, am Meere

*) Anlässlich eines Vortrages, den ich über dieses Thema in Karlsruhe hielt, wurde der Wunsch nach Veröffentlichung laut. Die Redaktion hat mir den nötigen Raum bereitwillig zur Verfügung gestellt. (Aus „Der Naturfreund“.)

stehen, nach Herkunft und Schicksal des Menschengeschlechts fragend, worüber schon so viele Häupter gegrübelt haben, wenn die weite Meeresfläche, in dumpfer Stille glatt ausgebreitet, von der Sonne beschienen wird. Aber unter diesen tiefempfundenen Schilderungen finden wir auch überaus ergögliche satirische Ausfälle gegen Personen und Erscheinungen seiner Zeit. So zum Beispiel den Göttinger Professor, der im Traume in seinem Garten lauter Bitate wachsen sieht, die Wäse über das juristische Examen, das Heine selbst mit Note 3 bestanden hat, oder sein Erlebnis auf der Harzreise mit einem angeblühten Schneidergesellen, der Heine allerdings zum besten gehalten hatte. Nebel bemerkt wurde ihm seine Einteilung der Einwohner in Göttingen in vier Klassen, und zwar Professoren, Studenten, Philister und Vieh; ebenso dürfte seine Auskunft über ein gutes Quartier in Göttingen an eine reisende Familie keinen Beifall gefunden haben, denn dasselbe war der Karzer, worin die Studenten eingesponnen wurden. Diese Reiseschilderungen bereiten uns köstliche Stunden. Sie werden von empfänglichen Gemütern stets mit Freude gelesen werden. Hat Heine gesellschaftliche Zustände seiner Zeit mit ändernder Kritik übergossen und seinen Spott unbarmerzig über manchen seiner Zeitgenossen ausgeschüttet, so war ihm die Natur ein unantastbares Heiligtum, und wir Naturfreunde haben gewiß Ursache, seine Werke in Erinnerung zu rufen und uns in dieselben zu vertiefen.

So ruft Heine beim Antritt seiner Harzreise begeistert aus: „Auf die Berge will ich steigen und lachend auf euch niederschauen!“ Er wollte sich freimachen vom Treiben des Salons, wo seidene Strümpfe und weiße Manschetten den Ton angeben, als freier Mann ist er hinausgezogen, um reine Bergesluft zu atmen. Er sagt uns dies in seinem

Prolog:

Schwarze Röcke, seid'ne Strümpfe, weiße, höfliche Manschetten. Sanfte Reden, Embrassieren, ach, wenn sie nur Herzen hätten! Herzen in der Brust und Liebe, warme Liebe in den Herzen — Ach, mich tötet ihr Gesänge von erlogenen Liebeschmerzen. Auf die Berge will ich steigen, wo die frommen Hüften stehen. Wo die Brust sich frei erschleicht und die freien Lüfte wehen. Auf die Berge will ich steigen, wo die dunklen Tannen ragen. Wäse rauschen, Vögel singen und die stolzen Wolken jagen. Lebt wohl, ihr glatten Säle, glatte Berren, glatte Frauen! Auf die Berge will ich steigen, lachend auf euch niederschauen.

Aber auch, wenn euch sonstwo der Schuh drückt, wenn ihr ein Herzeleid vergessen machen und euch ausweinen wollt, so empfiehlt Heine das Wandern. Gar bald werdet ihr alles vergessen haben, wenn ihr die Adler krächzen hört auf den Felsengipfeln. Es kommt euch da oben bald zum Bewußtsein, daß ihr da unten nicht viel verloren habt. In seinem reizenden Gedicht sagt Heine:

Wandere.

Wenn dich ein Weib verraten hat, so liebe flink eine andere; Noch besser wäre es, du liebest die Stadt, säuere den Rangen und wandere.

Du findest bald einen blauen See, umringt von Trauerweiden; Hier weinst du aus dein kleines Weh und deine engen Leiden. Wenn du den steilen Berg ersteigst, wirst du beträchtlich ächzen; Doch wenn du den felsigen Gipfel erreichst, hörst du die Adler krächzen.

Dort wirst du selbst ein Adler fast, du bist wie neu geboren, Du fühlst dich frei, du fühlst, du hast drunten nicht viel verloren.

Seines Freude an der Natur kommt auch in den folgenden Versen zum Ausdruck, wo er Liebesglück mit Frühlingssprach zum duftenden Strauß bindet.

Maienträume.

Gefommen ist der Maie, die Blumen und Bäume blühen, Und durch die Himmelshäue die riesigen Wolken ziehen. Die Nachtigallen singen herab aus der laubigen Höh, Die weißen Kämme springen im weichen, grünen Klee. Ich kann nicht singen und springen, ich liege krank im Gras; Ich höre fernes Klingeln, mir träumt, ich weiß nicht was. Wer treibt dich umher in der Frühlingssnacht? Du hast die Blumen toll gemacht!

Die Weiden sind erschrodren, die Rosen sind vor Scham so rot, Die Lilien sind blaß wie der Tod, sie klagen und zagen und töden!

O lieber Mond, wech frommes Geschlecht sind doch die Blumen! Sie haben recht, ich habe Schlimmes verbrochen! Doch kommt' ich es wissen, daß sie gelauscht, Als ich, von glühender Liebe berauscht, Mit den Sternen gesprochen?

In einem seiner Gedichte, „Der Hirtenknabe“, kommt Heines köstliche Satire in glückliche Verbindung mit seiner Naturbetrachtung. Wie neidet er diesem Hirtenknaben sein Reich und wie schön versteht er es auszuschnüden:

Der Hirtenknabe.

König ist der Hirtenknabe, grüner Hügel ist sein Thron, Ueber seinem Haupt die Sonne, ist die große goldene Kron'. Ihm zu Füßen liegen Schafe, weiße Schmeichler, rot bekreuzt, Kavaliere sind die Küßer und sie wandeln stolz gepreigt. Gockhaußpieler sind die Wädeln und die Wägel und die Küß, Mit den Flöten und den Glöcklein sind sie Kammermusik. Und das singt und klingt so lieblich und so lieblich rauschen drein

Wasserfall und Tannenbäume und der König schlummert em. Unterdesse muß regieren der Minister, jener Hund, Dessen knurriges Gebelle widerhallt in der Mund'.

Weit mehr aber kommt in seiner feinsinnigen Schilderung des Sonnenuntergangs am Meer des weichen Heine Sinn für Natur Schönheit zum Ausdruck.

Sonnenuntergang am Meer.

Die glühend rote Sonne steigt hinab ins weitauffhauernde, silbergraue Weltmeer. Luftgebilde, rosig angehaucht, wallen ihr nach; Und gegenüber, aus herblich dämmernden Wolkenflechern, ein traurig tobblaffes Antlitz, bricht hervor der Mond.

Hinter ihm Lichtfüßchen, nebelweit schimmern die Sterne. Ginst am Himmel glänzen, ehelich vereint, Luna, die Göttin, und Sol, der Gott, und die kleinen, unschuldigen Kinder. Und es wimmeln um sie her die Sterne, die kleinen, unschuldigen Kinder. Doch böse Zungen zischelten Zwiespalt und es trennte sich feindlich das hohe, leuchtende Paar. Jetzt, am Tage, in einsamer Nacht, ergelbt sich dort oben der Sonnengott.

Ob seiner Herrlichkeit angebetet und viel besungen von stolzen glückgehärteten Menschen. Aber des Nachts, am Himmel, wandelt Luna, die arme Mutter, mit ihren verwahrten Sternkindern und sie glänzt in stiller Wehmüt und liebende Wädeln und sanfte Dichter weisen ihr Tränen und Lieder.

Die weiche Luna, weiblich gefimmt, liebt sie noch immer den Gemahl. Gegen abend, zitternd und bleich, lauscht sie hervor aus leichtem Gewöl; Und schaut nach dem Scheidenden und möchte ihm ängstlich rufen: Komm, komm! Die Kinder verlangen nach dir!

Aber der trotzige Sonnengott, bei dem Anblick der Göttin erglüh' er in doppeltem Purpur vor Jörn und Schmerz und unerbitlich eilt er hinab in sein flutenaltes Witwerbett. Böse, zischelnde Zungen brachten also Schmerz und Verderben selbst über ewige Götter.

Und die armen Götter, oben am Himmel wandeln sie, qualvoll, trostlos, unendliche Bahnen. Und sie können nicht sterben und schleppen mit sich ihr glänzendes Elend.

Sehr viel Lehrreiches und Amüßantes liefert uns auch die Italienreise Heines. Von München aus trat er dieselbe an und kam über Rosenheim, Ruffstein nach Innsbruck. Dort besichtigte er auch die Hofkirche und machte sich besonders über die Unwissenheit der reisenden Engländer lustig. Auch über die Tiroler selbst sagt Heine: Die Tiroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine so gesunde Menschenrasse, daß sie vor Dummheit gar nicht krank werden. Deswegen werden die Tiroler heute dem Dichter nicht mehr gram sein, da in der Hauptsache derselbe wohl die Verdummungspolitik des Merkantilismus im Auge hatte. Von Innsbruck setzte Heine seine Reise über Brigen, Trient nach Genua fort. Nach einem längeren Aufenthalt in den

Bädern von Ruca kehrte Heine wieder nach Deutschland zurück. Ueber seine Rückkunft sagt er in seinem „Tannhäuser“:

Auf sieben Hügel ist Rom gebaut, Die Tiber tut dort fliehen; Auch habe ich in Rom den Papst gesehen, Der Papst, er läßt dich grüßen. Auf meinem Rückweg sah ich Florenz, Bin auch durch Mailand gekommen, Und bin alsdann mit raschem Mut Die Schweiz hinauf gekommen. Und als ich auf dem St. Gotthard stand, Da hört ich Deutschland schnarzen, Es schlief da unten in sanfter Sut Von sechsunddreißig Monarchen.

Von Winterfreuden, wie sie unseren Eimännern draußen zuteil werden, scheint Heine noch keine Ahnung gehabt zu haben, denn er klagt nur über erfrorrene Nasen, die der Winter bringt, und lobt den Sommer.

Der Winter.

Die Kälte kann wahrlich brennen wie Feuer, Die Menschentinder im Schneegefäßer rennen und laufen immer geschwinde.

O bittere Winterhärte! Die Nasen sind erfrorren und die Markviertel zerreißen uns die Ohren.

Weit besser ist es im Sommer, da kann ich im Walde spazieren Ganz allein mit meinem Kummer und Liebesleider flandieren! (Fortsetzung folgt.)



Allerlei.

Kohlenbeförderung durch Rohrleitungen. Ein merkwürdiges Projekt ist in Amerika in der Ausführung begriffen. Im Kohlenfeld im Staate Illinois, die nicht an einer Eisenbahn liegen, auszunühen, wird zwischen ihnen und der Stadt Chicago eine 45 Zentimeter weite Rohrleitung angelegt, durch die die Kohle hindurchgepreßt werden soll. Zu diesem Zweck wird sie mit der gleichen Raummenge Wasser vermischt werden. Die Leitung selbst wird 150 Kilometer lang sein. Sie ist in sechs gleich große Abschnitte eingeteilt von denen jeder in einem großen Behälter endigt. Aus diesem Behälter wird die kostbare flüssige Kohle mittels großer Pumpenanlagen in den nächsten Abschnitt hineingepreßt. Da die Pumpen eine Leistungsfähigkeit von 100 Liter in der Sekunde haben, so wird also die Flüssigkeit mit einer Geschwindigkeit von 2 Meter in der Sekunde durch die Leitung gepreßt. Es entspricht dies einer Tagesleistung von 10 000 Tonnen Kohlen.

Er weiß sich zu helfen. Die Szene spielt in Toronto in der Revierwache des ersten Polizeibezirks. Dort war, wie The Philistine erzählt, der Polizist Driscoll eben mit der Ausarbeitung seines schriftlichen Berichtes beschäftigt. Er machte zwei oder drei Ansätze, zerriß das Papier und fing wieder von vorne an.

„Was machen Sie?“ fragte der Sergeant. „Schreiben Sie einen Brief?“

„Nein,“ sagte Driscoll, „drüben in der Cholmondelay (sprich „Tschulmi“) Straße liegt ein totes Pferd und nach Paragraph 17 der Dienstvorschrift muß ich darüber berichten.“ Sprachs und laute weiter an seinem Federhalter.

„Wie buchstabiert man das überhaupt?“ fragte er schließlich seinen Vorgesetzten.

„Was denn?“

„Nun Cholmondelay Street.“

„Gut,“ erwiderte der Sergeant etwas verlegen — „jedenfalls noch grade so wie früher.“

Bald darauf stand Driscoll auf, zog seinen Uniformrock wieder an und schickte sich an fortzugehen.

„Na, wohin gehst, Driscoll?“ fragte der Sergeant.

„Ich werde das verd... Wieß um die Ecke in die King Street ziehen, dann kann ich meinen Bericht schreiben,“ war die Antwort. (Aus der Zeit. Ztg.)

Die Weltproduktion an neuen Büchern. Im Madrider „Heraldo“ hat kürzlich Eduardo Navarro Salvago eine Betrachtung darüber angestellt, wieviel neue Bücher im letzten Jahre in den einzelnen Kulturländern erschienen sind. An der Spitze marschiert Deutschland mit 33 000 Bänden. Den zweiten Platz nimmt — was man wohl kaum erwartet hätte — Rußland ein, das 29 000 neue Bücher auf den Markt gebracht hat. Auch die dritte Stelle gehört einem Volke, dem man eine so hohe Bücherproduktion kaum zugetraut hätte; es sind die Japaner mit 24 000 Bänden. Im zweiten Abstand folgen nun erst die Vereinigten Staaten, England, Italien und Australien.